

# Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

33. Jahrgang

Donnerstag, 28. Mai 1970

Nummer 5

DR. GEORG REITTER

## ST. CHRYSANTHEN

Die spätmittelalterliche Wallfahrt am Kärntner Tor

### I. Ursprung, Weihe und historische Entwicklung<sup>1)</sup>

„Hier rücken die Seltenflügel des Thals allmählig trichterförmig zusammen, die Drau macht sich zur Herrin der schmalen Sohle, und am jenseitigen Ufer starren die kahlen Gebirge von Lavant ernst in die Lüfte. In der Enge liegt einsam am Heerwege das Wirthshaus Kapaun, einst die Grenzzollstätte des Landes mit einem Stege über die Drau. Eine viertel Stunde darunter bildete der Graseggerbach diesseits und der Grossnitzkopf jenseits die Gränze zwischen Tirol und der salzburgischen Herrschaft Lengberg. Die neueste Zeit hat die Scheldewand niedergeworfen, Lengberg dem Landgericht Lienz, und die geistliche Gerichtsbarkeit der Diözese Brixen zugewiesen...“<sup>2)</sup> „... Fast am Ende der Gränze gegen Osten liegt das Dörfchen oder der Weller Nörsach mit 18 Häusern, und nördlich von demselben auf einem Hügel die Fillalkirche zum heil. Kriegsmann und Soldaten Chrysanth (Feyer am 25. October), umrauscht von einem mächtigen (sollte wohl lauten: „mächtigen“. Anm. d. Verf.) Walde — eine schöne, romantische Lage. Von Lienz weg ist dem Reisenden diese Kirche, und einem guten Auge der Thurm von der Pfarrkirche in Nikolsdorf immer im Auge...“<sup>3)</sup>

Der Ort, an dem das Heiligtum erstand, schien seiner geographischen Lage nach vorbestimmt für die Ausbildung einer Gnadenstätte. Die Ursprungslegende sucht die historisch nicht mehr faßbaren Anfänge von Chrysanthen zu erklären mit dem Baumfunt- und Holzfällermotiv. Baum und Wald stellen für die ländliche Bevölkerung, insbesondere für den mit wenig ertragreichem Boden begabten Gebirgshauern, einen hohen Wert dar. Über die materielle Wertschätzung hinaus spielen aber zweifellos noch altüberlieferte Vorstellungen von der Heiligkeit bestimmter Bäume oder Waldbezirke mit, wie sie in ihren Wurzeln tief in die vorchristliche Zeit hinabreichen.

Der ringsum abfallende, besonders aber gegen Süden steil abstürzende Felshügel von St. Chrysanthen hebt sich merkbar aus seiner Umgebung ab. Diese Vertikalgliederung wird allerdings erst aus der Nähe erkennbar. Die schlanke Turmspitze überragt

das Gewoge der Fichtenwipfel und grüßt weit ins Land hinein.

Diese prägnante Höhenlage ist wesentlich mitbestimmend für das Entstehen einer Kultstätte gerade an solcher Stelle. Vergleichen wir hierzu die Lage anderer Osttiroler Heiligtümer, die mitunter an sehr ausgesetzten Geländepunkten errichtet wurden, wie etwa St. Helena, die Lavanter Oberkirche oder das Kirchlein von St. Justina im Kristental. Die altertümlichsten dieser Bergkirchen gehen in der Regel auf eine vorchristliche Kultstätte zurück, wie das etwa für die Lavanter Oberkirche nachgewiesen werden konnte.

Ein heiliges Gewässer dürfte bei der Gründung des Heiligtums keine unmittelbare Rolle gespielt haben, obwohl St. Chrysanth in einer mündlich überlieferten Sage mit dem nahen Chrysanthenbach in Verbindung gebracht wird.

Schließlich wäre noch auf die besondere landschaftliche Situation des Ortes unmittelbar an der natürlichen Grenzscheide gegen Kärnten hinzuweisen, die durch den engen Zusammentritt der beiden Gebirgszüge nördlich und südlich der Drau gebildet wird. Andere Beweggründe, die zur Errichtung des Heiligtums führten, obwohl es im näheren Umkreis bereits zahlreiche andere gab, sind wohl darin zu suchen, daß die bäuerlichen Ansiedler auf der Sonnenseite des Tales einen „eigenen“ Heiligen als Helfer in besonderen Nöten für nützlich erachteten. Im Hinblick auf die schrecklichen Zelten der Pest und anderer Seuchen ist der Wunsch nach einem überirdischen Beschützer, der in seinem Kultbild seine Gegenwart sinnfällig zum Ausdruck bringt, sehr verständlich. So darf es nicht wunder nehmen, wenn aus dem für das Heiligtum bestimmten römischen Schutzherrn vornehmer Abkunft ein ausgesprochener Bauernheiliger wurde (zumindest, was den engeren Lokalbereich betrifft). Die Wahl des Patronates geht wohl auf Salzburg zurück, dessen Dom seit dem 9. Jahrhundert im Besitz von Chrysanth- und Daria-Reliquien ist.<sup>4)</sup>

Die Erbauung der jetzigen Kirche fällt in die Zeit vor 1485, in welchem Jahr die Weihe erfolgte. Das Alter der Kultstatue und der Hinweis Santoninos lassen darauf schließen, daß die Verehrung schon älter sein

muß: „... Sie (die Kirche) ist auf einem felsigen, allseits abfallenden Hügel gegründet und vollendet worden durch die Opferstockspende der Gläubigen, die da an vielen verschiedenen Tagen im Laufe des Jahres zusammenströmen...“<sup>5)</sup>

Daraus ist zu entnehmen, daß die Kultstätte schon vordem eine gewisse Frequenz von Kirch- und Wallfahrern aufzuweisen hatte. Aus kleinen örtlichen Anfängen wird die Verehrung angewachsen sein. Den Ruf des Heiligen haben wohl die Hirten, Senner und Armeute bald weiterverbreitet, deren Opferpenntge nach und nach einen namhaften Betrag ergaben, sodaß man an den Bau einer soliden neuen Kirche denken konnte. Möglicherweise waren auch andere Standesgruppen an den Spenden beteiligt, etwa durchziehende Bergknappen. Inwieweit die Villacher Handelsteute (gemäß einer vagen mündlichen Überlieferung) am Kirchenbau beteiligt waren, konnte bisher quellenmäßig nicht nachgewiesen werden.

Die neuerbaute Kirche zum heiligen Chrysanth auf dem Waldkofel ob Nörsach wurde am 14. Oktober 1485 vom bevollmächtigten Weihbischof Aquileias, Pietro Carlo von Caorle, eingeweiht. Bischof Pietro Carlo war vom Patriarchen von Aquileia, Kardinal Marco Barbo (1471 — 1491), beziehungsweise von dessen Stellvertreter Buzio de Palmulis beauftragt worden, Visitationsreisen in die dem kirchlichen Herrschaftsbereich des Patriarchates von Aquileia zugeordneten Gebirgstäler südlich der Drau durchzuführen und dort neu errichtete Kirchen und Altäre zu weihen, die im Verlauf der Türkeneinfälle geschändeten Heiligtümer wiederzuweihen, die hl. Firmung zu spenden und die örtlichen kirchlichen Verhältnisse zu überprüfen. Der für die nordseitig der Drau gelegenen Orte zuständige salzburgische Administrator gab seine Zustimmung für die Mitbetreuung der betreffenden Kirchen im Zuge der beschwerlichen Reise Pietro Carlos durch die damals noch recht unwirtlichen Alpentäler. Der den Bischof begleitende Vorstand der Patriarchatskanzlei Paolo Santonino berichtet in seinen Reisetagebüchern über die Nörsacher Kirchenweihe folgendes:<sup>6)</sup>

„Am 14. desselben Monates reisten wir vor Sonnenaufgang von dieser Burg (Leng-

berg) ab. Unsern Bischof geleitete der angesehene Ritter (Virgilius von Graben) bis zur neuen Kirche des hl. Chrysanth, des Märtyrers, welche von seiner Burg 1 1/2 Meilen entfernt ist, von Lienz aber 5 und von Drauburg 11. Der Bischof von Caorle weihte diese Kirche samt ihren drei Altären, den ersten für den hl. Chrysanth, den zweiten, den rechten, für die seligen 14 Nothelfer, den dritten für den Bischof und Bekenner S. Wolfgang. Die Kirche selbst untersteht der Pfarre S. Maria in Irtschen, der auch die Kirche S. Oswald in Drauburg angegliedert ist. Sie ist auf einem felsigen, allseits abfallenden Hügel gegründet und vollendet worden durch die Opferstockspende der Gläubigen, die da an vielen verschiedenen Tagen im Laufe des Jahres zusammenströmen... Diese Kirche und die anderen in Nußdorf, Dölsach und Burg Lengberg (Kapelle zum hl. Nikolaus; diese Heiligthümer wurden ebenfalls neu geweiht) liegen an den sonnseitigen Bergen im Norden und von unserem jetzigen Standpunkte aus diesselts der Drau und in der Salzburger Diözese".

Das von Paolo Santonino eigenhändig verfaßte lateinische Original der Weiheurkunde hat folgenden Inhalt: 7)

Paulus Santoninus bekundet, daß Petrus, Bischof von Caorle, als Stellvertreter des hochwürdigen Herrn Marcus, Bischofs von Praeneste, Kardinals der Heiligen Römischen Kirche, Patriarchen von Aquileie, am 14. Oktober 1485 mit Erlaubnis des Herrn Johannes, Erzbischof von Gran und Verwalter der Salzburger Kirche, die neue Kirche zum heiligen Chrysanth nächst dem Dorfe Nörsach in der Salzburger Diözese, mit drei Altären — zu Ehren des hl. Chrysanth, der hl. vierzehn Nothelfer und des hl. Wolfgang — unter Beischluß von Reliquien der Heiligen Bartholomäus, des Apostels, Mauritius, Johannes des Täufers, Ursula, Barbara, Afra, vom Daumen der hl. Margaretha, vom Gewand der hl. Elisabeth, der Jungfrauen und Märtyrerinnen, desgleichen vom Tisch des Herrn, vom Grabeingang und vom Steine des Calvarienberges — konsekrierte und den Besuchern und Wohlthätern des Gotteshauses für das Fest der Kirchenweihe und am dritten Sonntag nach Ostern, ebenso für die Patroziniumslage auch der hl. vierzehn Nothelfer, des hl. Wolfgang sowie der anderen Heiligen, deren Reliquien in vorgenannten Altären ruhen, ebenso der hl. zwölf Apostel und der vier Kirchenlehrer, einen Ablass von vierzig Tagen verlieh, Gegeben in loco, am 14. Oktober 1485, im zweiten Jahre des Pontifikates Papst Innozenz VIII.

Die Entwicklung der Wallfahrt wurde, abgesehen von den örtlichen Gegebenheiten, maßgeblich beeinflusst vom Zeitgeist und der religiösen Situation der jeweiligen Epoche. Das lebendige Wallfahrtsbrauchtum hat sich jedoch in erstaunlicher Tradition bis zum heutigen Tag erhalten.

Für die spätmittelalterliche Periode finden sich außer Santoninos Hinweis auf die offenbar beachtliche Frequenz der Wallfahrer und Kirchbesucher seiner Zeit keine unmittelbaren Zeugnisse mehr. Im Laufe des 16. und frühen 17. Jahrhunderts dürfte das örtliche religiöse Brauchtum durch die Ausstrahlung der Reformationseignisse eine gewisse Einbuße erlitten haben, aber wohl nie ganz erloschen sein. Hingegen brachte die Barockepoche im Zuge der katholischen Restauration eine besondere Blütezeit, von der insbesondere die vielen erhaltenen bild-

lichen Kultzeugnisse berichten. Um die Wiederbelebung der Wallfahrt machte sich insbesondere der Jesuitenorden verdient, der auch in Tirol dem religiösen Leben neue Impulse gab. 9)

Für die Barockzeit sind viele Bitt- oder Kreuzgänge zu verzeichnen, die sich als besondere Form von Gemeinschaftswallfahrten aus der allgemeinen Bet- und Bußprozession an den Bittagen vor Christi Himmelfahrt entwickelt hatten. 7) In Chrysanthen kamen die meisten „Kreuze“ an den Hauptfesten, also am 3. Sonntag nach Ostern und am 25. Oktober, zusammen.

In der Zeit der Aufklärung wurden insbesondere die Kreuzzüge über längere Wegstrecken von der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit eingeschränkt bzw. ganz verboten, offenbar wegen gewisser weltlicher Auswüchse, die den ursprünglichen religiösen Intentionen zuwiderliefen. Trotz strenger Anordnungen wurden allenthalben verbotene Kreuzgänge abgehalten; so stark war der Wille, das überlieferte Brauchtum festzuhalten. Wegen Organisation eines solch verbotenen Kreuzganges wurden im Jahre 1787 sogar drei Kaiser Kirchprope in Lienz drei Tage lang „bei gering ausreichender Atzung eingethurnt.“ 10) Immerhin blieben die Maßnahmen der Aufklärungszeit nicht ohne spürbare Wirkung. Die gegen Ende des 18. Jahrhunderts eingeschränkte Kreuzgangsbewegung lebte im 19. Jahrhundert wieder auf. Einen merklichen Einschnitt bedeutete der erste Weltkrieg, nach dem gewisse frühere Formen etwa des Opferbrauchtums zum Erliegen kamen.

Ungeachtet der wechselvollen Zeiträume ist die Wallfahrt selbst bis auf unsere Tage lebendig geblieben, wie dies der Zustrom der einheimischen Gläubigen besonders an den Hochfesten beweist. Das Wallfahrtsbuch kündigt zudem von der Anwesenheit vieler auswärtiger Gäste, die als Pilger in einem besonderen Anliegen oder als beschauliche Kirchbesucher nach Chrysanthen kamen, wohn ihnen der schlanke Turmhelm über den Fichtenwipfeln des Nörsacher Waldhügels den Weg wies.

Anmerkungen:

1. Auszugswieser Abdruck aus: Georg Reitter, Wallfahrtsvolkkunde von Sankt Chrysanthen-Nörsach in Osttirol. Dissertation, Wien 1900. Mit freundlicher Genehmigung des Universitätsverlages Wagner, Innsbruck (Drucklegung dzt. in Vorbereitung).
2. Beda Weber, Das Land Tirol. Ein Handbuch für Reisende. Innsbruck 1836, S. 164.
3. Franz von Lasser, Lengberg oder Nikolsdorf bey Lienz in Tyrol, an der Gränze Kärnthens. In: Osterr. Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Staatenkunde, Kunst und Literatur, Nr. 112. Wien 1833, S. 446.
4. Compendiosa Descriptio SS. Reliquiarum, quae in Ecclesia Cathedrali Salisburgensi asservantur. Salzburg 1671—1695. Hds. im Fürstbischöflichen Consistorialarchiv Salzburg. Reitter, a. a. O., S. 280 ff.
5. Die Reliquienbücher des Paolo Santonino 1485—1487, aus dem Lateinischen Übertragen von Rudolf Egger. Klagenfurt 1947, S. 39—41.
6. Wie Anmerkung 5.
7. S. Emil von Otenthal und Oswald Redlich, Archiv-Berichte aus Tirol. Wien 1912, Band IV, S. 61, Nr. 305. Vgl. G. Tinkhauser, Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diözese Brixen, Band I, Brixen 1855, S. 601. Die bei Otenthal/Redlich und Tinkhauser erwähnte Originalurkunde war längere Zeit verschollen, konnte aber im Zuge meiner Archivforschung in einem Abstellraum des Nikolsdorfer Pfarrwidums aufgefunden werden. Hierzu auch: Georg Reitter, Die Weiheurkunde von St. Chrysanthen. Ein Originalpergament aus dem Jahre 1485. In: Jahresbericht 1961/62 des Bundesrealgymnasiums Lienz, S. 7—10.
8. Franz Hattler, Missionen aus Tirol. Geschichte der ständigen tirolischen Mission von 1719—1784. Innsbruck 1890.
9. Johannes Steinringer, Das Prozessionswesen in Osttirol. Dissertation, Wien 1941, S. 38 ff.
10. Steinringer, a. a. O.

Heimatliches Schrifttum

„Margarete Maultasch“, historischer Roman von F. Wibmer-Pedit; Leinen mit farbigem Schutzumschlag, 500 S., Quellenverzeichnis und Inhaltsverzeichnis. Ed. Kaiser Verlag, Klagenfurt 1960.

Die überaus fruchtbare Schriftstellerin unserer Heimat Frau Wibmer-Pedit hat u. a. auch mehrere bedeutende Romane aus der österr. wie tirolischen Geschichte (Kaiser Maximilian I., Maria Theresia, Ritter Waldauf etc.) verfaßt. Insbesondere lag ihr aber eine Görzer Trilogie am Herzen und ihr Arbeitsprogramm, das mit dem Roman „Meinhardt II.“ 1959 den Anfang nahm, mit dem Theaterstück „Elisabeth“ (Meinharta Tochter) fortgesetzt wurde fand nun posthum mit „Margarete Maultasch“ den glücklichen Abschluß.

Gerade das durch eine tendenziöse Geschichtsschreibung vielfach entstellte Bildnis der Margarete Maultasch zu klargieren, war ein altes Anliegen der Autorin und so sollte dieser Roman eigentlich schon im Jahre 1963 (600 Jahre Tirol-Osterreich) von einem Tiroler Verlag herausgebracht werden. Nun wurde es wenigstens anläßlich der Wiederkehr des 600. Todestages der Titularherzogin von Kärnten von einem Kärntner Verlag gedruckt!

Aufs erste wirkt das Buch für den leseunlustigen Menschen von heute etwas dickleibig, aber schon gleich nach den ersten Seiten eines geschichtlichen Situationsberichtes für die Handlung, nimmt den Leser das Buch durch die plastische Ausdrucksweise und volkstümliche Schilderung echt tirolischen Milieus unserer Erzählerin gefangen. Die glückliche Aufgliederung der langen Herrschergeschichte Margarete Maultasch's (42 Jahre) in 37 abgeschlossene Einzelkapitel ermöglicht leicht eine fallweise Unterbrechung der Lektüre, so daß man in diesem schönen Heimatbuche mit Vergnügen jeden Abend wie in einer alten Hauspostille etwa ein Kapitel lesen kann:

Mit großem fraulichen Einfühlungsvermögen bzw. psychologischem Instinkt und der Erfahrung eines langen Lebens, nebst großem geschichtlichen Wissen hat Frau Wibmer-Pedit warmherzig alle wesentlichen Lebensstationen dieser von ihr geliebten Tiroler Fürstin angefangen von deren Verlobung (1327) als neunjähriges Mädchen mit dem 6 Jahre alten böhmischen Königssohn Johann Heinrich, bis zu ihrem Tode als Exgräfin von Tirol in Wien und ihrem Begräbnis in der Minoritenkirche am 3. X. 1369, geschildert. Es war ihr Schicksal, in der hohen Politik oft als Schachfigur mißbraucht und verkauft und verraten zu werden.

Bei der vitalen Natur Margareta und den hohen Geistesgaben einer wirklichen Königstochter und geborenen Regentin mußte es daher fast zwangsläufig zu äußeren und inneren Rebellionen in Margareten's langen Leben kommen, denen sie letztlich, durch schwere Schicksalsschläge vereinsamt, in der Fremde erlag.

Durch alle Wirrnisse hindurch aber hatte Margareta der Heimat, ihrer Grafchaft Tyrol und dem biederem Volke, ihre hilfreiche Treue bewahrt und verfügt, daß ihr Herz in einer Klosterkirche zu Meran beigelegt werde.

Auch der Name „Maultasch“ hatte ursprünglich nichts Schimpfliches an sich, sondern wurde ihr gegeben, weil sie sich viel und gerne im Maultasch-Schlössl (mala tasca = Vorburg der alten Zollstätte bei Terlan) zur Erholung und auf der Flucht vor ihrer inneren Einsamkeit aufhielt.

Das Buch kann daher jedermann empfohlen werden und gehört vor allem in das Haus jedes historisch interessierten Tirolers

Prof. Dr. Franz Kollreider



St. Chrysanthen in Nörsach

Holzschnitt Prof. Dr. Georg Reitter

Norbert Hölzl

# TIROLER PASSION

III. Teil

## Das traditionsreichste Volksschauspiel des Deutschen Sprachraumes

Aber es ist nicht das lebensvolle „Volkswerk“ der „Tiroler Passion“ und es sind auch nicht die Glanzstücke aus der Blütezeit des französischen oder niederländischen Mysterienspiels, die sich als Assoziationen beim Wort „Volksschauspiel“ oder „Passion“ heute einstellen. Eine ganze Reihe von Spieldörfern der Gegenwart, vom bayrischen Oberammergau über Erl und Thiersee in Tirol bis zu Kirchschlag in Niederösterreich oder St. Margarethen im Burgenland, versuchen auf ihre Art „alte Tradition“ fortzusetzen. Man sollte es allerdings vermeiden, nicht mehr zeitensprechende Formen, vorwiegend ein Erbe des 19. Jahrhunderts und nicht des Mittelalters oder der Barockzeit, „ursprünglich“ zu nennen. Doch erst im Vergleich mit den heute aufgeführten Passionsstücken wird das unverwechselbare Wesen des gewordenen „Volkswerkes“ „Tiroler Passion“, wie es Thurnher so treffend nannte, klar. Die Tiroler Spieldörfer weisen in ihren ältesten Vorlagen „Elemente“ der Meistersinger Basti Wild (um 1585) oder Hans Sachs nach, keineswegs das Erbe der „Tiroler Passion“. Aus der Geschichte wird das unsehbar verständlich. Ihr eigentlicher Aufstieg setzt in Tirol nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Erl sind es die Spieljahre 1859/60, ein<sup>80)</sup>. Das ist eine Zeit, in der nicht nur in den Alpenländern der wenig kraftvolle Nazarenerstil, der Gotik oder dem Barock bestimmt nicht ebenbürtig, den Ton angab. Das ist eine Epoche, in denen barocke Kircheneinrichtungen beseitigt wurden, weil man den „häßlichen Zopfstil“ als geschmacklos und der Zeit nicht mehr entsprechend empfand, ja überhaupt keinen Zugang zur Welt der barocken Spannung hatte. Das war in der Literatur nicht anders als in der bildenden Kunst, wie es eben eine historische Erscheinung ist, daß die gerade vorhergegangene Epoche von der darauffolgenden am heftigsten abgelehnt wird. Sinn aller dieser bekannten Feststellungen ist es, zu zeigen, daß für ein Fortleben der bisherigen Passionstraditionen im 19. Jahrhundert so gut wie alle Voraussetzungen fehlten — was kein Vorwurf ist. Damals schrieben Geistliche für ihre Gemeinden Passionsspiele im Ton und im Geist der Katechismus-Lehren. Hauptstreben waren im 19. Jahrhundert im Gegensatz zum 18. wie zum 17. oder 18. Jahrhundert die „historische Wahrheit“ und damit verbunden das „historische“ Kostüm. Das rhetorische Pathos wirkte und nicht das Spiel, das den Gesamtmenschen erfaßte. Und doch war das alles nur Symptom eines inneren Wandels. Dem „Historischen“ stellte sich eine rein verstandesmäßige Deutung des Passionsgeschehens an die Seite, die sich ebenso schroff abwandte vom holzschnittartigen Typenspiel des Mittelalters wie auch von der barocken Antithese und einer leidenschafts-glühenden Dramatik, die ihr Inneres Beben und ihren Überschwang kraftvoll in eine Form zwang. So wurden die Gründe, die Judas zum Verrat trieben, zur Hauptfrage eines der dem Historischen verpflichteten Passionsspiele, die auch unserer Zeit gezeigt werden. Der Text des vorigen Jahrhunderts, nicht „Volkswerk“ und meist auch nicht Dichtung, ist nicht mehr in zahllosen Auf-

führungen geschliffen, sondern erstmals ein Produkt des Schreibstiftes.

Die „Tiroler Passion“ wurde in ihren barocken Fessungen, die mit der Grablegung und nicht mit dem Triumph der Auferstehung schlossen, immer eindeutiger zu einem Drama vom Prozeß Jesu. Dabei sind Herodes- und Pilatusszenen kleine Dramen für sich, die auch gerne aus dem großen Zusammenhang herausgelöst in den Spielprozeß am Karfreitag gezeigt wurden. Bei den Streltern im Hohen Rat reicht eine fein abgestimmte Typenskala vom fanatisch Haßerfüllten (Calphas) über die das Geschehen nüchtern verfolgenden Wahrer des Rechts und die Zauderer bis hin zum ahnungsvoll gläubigen Menschen der kommenden Epoche der Liebe. Die beiden ganz großen Gegenspieler, die die äußere Handlung fortreiben, sind Calphas und Pilatus. Nur bei Pilatus, den die „Tiroler Passion“ alle die Jahrhunderte hindurch immer gleich auffaßt, zeichnen sich Ansätze zu einem Charakter im modernen Sinn ab. Alle übrigen bleiben großartige Typen, denn nur Pilatus ändert seine Haltung. Er, der Christus von allem Anfang an verteidigt, muß ihn schließlich verurteilen. Seine Verachtung für den Hohen Rat, für die immer nervöser vorgebrachten Hetzreden und wirren Klagen und seine steigende Bewunderung für die männlich-überlegene Haltung Christi sind klar herausgearbeitet. Pilatus tut die Anklagen vorerst als lächerlich ab. Aber in seinen immer neuen Versuchen, das Leben des Gefangenen durch juristische Spitzfindigkeiten in Wortschlachten mit den anrennenden Pharisäern zu retten, vollzieht sich stufenweise die Trägödie des Pilatus. Allerdings empfand dann der barocke Mensch, dessen Ideal die christlich-stoische Haltung des „großmütigen rechtsgelehrten Amilius Paulus Papinians“ verkörperte, den „Wankelmuth“ des Juristen Pilatus ungleich schuldhafter als der moderne Mensch, der nach Anhören der Motive allzu gerne entschuldigt. „Justitia“, eingeführt von den barocken Gestaltern: „Dankst du nicht, es wird gerochen ... hat Justiz bey dir khein Huidt? ... Daß ich soll s'Blut Christi rechen nach Justitia gebrauch.“<sup>81)</sup>

Calphas war im mittelalterlichen Spiel geradezu als bischöfliche Hochwürden gedacht. Der zetolischen Wut dieses Monomanen der Verfolgung und der Machtansprüche, dieser Inkarnation menschlicher Gemeinheit in der „Tiroler Passion“, kann der zwar korrekte, aber noch nicht gläubige und begnadete Mensch Pilatus auf die Dauer die Stirne nicht bieten. Die Streltreden steigern sich zu intellektueller Schärfe. Immer wenn Calphas seinen stärksten Triumph anzuspielden meint, überspielt ihn Pilatus. Wenn Calphas ruft, Christus habe nicht nur hier, sondern schon von „Gallias an“ das Volk verführt und allen sei diese Tatsache bekannt, hakt Pilatus ein — dann sei ja nicht er der zuständige Richter, sondern Herodes und wenn Calphas am hitzigen Höhepunkt des Streltes einwirft, dieser Christus habe sich doch selbst „Sohn Gottes gnennt“, so hakt der römische Jurist wieder triumphierend ein. „Dies wär ein Neus! — Fir mein Gericht gehöret der Sohn Gottes nicht!“<sup>82)</sup> Nachdem Pilatus seine eigene Stellung bedroht sieht,

ist er zu schwach, den klar erkannten Ansprüchen des Rechts zum Durchbruch zu verhelfen. Der raffinierte Fanatiker Calphas, der erste intellektuelle Verbrecher im Volksschauspiel, findet auf niedriger Ebene eine Parallele in der fanatischen Verfolgungswut des Folterknechtes Malchus, der brutalsten und haßverzerrtesten Figur im alpenländischen Volksschauspiel. Gestalter von Folterszenen im Bereich der bildenden Kunst haben ihre Phantasie vor allem an dieser Figur entzündet, deren leidenschafts-zerfurchtes Gesicht sie ins Grotteske steigerten. Die Wechselwirkungen zwischen dem Volksspiel der Passiou und den Werken der bildenden Kunst sind heute kaum überschaubar in ihrer Fülle. Spätgotische Schnitzaltäre und Altarflügel mit Passionsdarstellungen, im Barockzeitalter, das in Tirol meist übergangslos den mittelalterlichen Ausdrucksformen folgte, lebensgroße Figuren der Tragbühnen mit dem Schmerzensmann und seinen Peinigern, mehrere Meter hohe Heilige Gräber und Fastenkippen, deren Zahl jene der Weltrauchskrippen in den meisten Teilen Tirols weit übertrifft, geben noch anschaulicher als die erhaltenen Texte ein Bild vom Ringen eines Volkes um den gültigen Ausdruck für die Passion Christi.

Im Anpassen an neue Forderungen und im Weitergestalten von Elementen der ursprünglichen Fassung der „Tiroler Passion“ vom frühen 16. Jahrhundert bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hat sich die dichterisch kaum bedeutende, aber streng gebaute Vorlage mit ihrer Fülle an kraftvollen Typen als eines der lebens- und vor allem auch entwicklungsfähigsten Mysterienspiele Europas erwiesen. Mit der Ausweitung der Passionshandlung auf sieben Tage in der Pfarrkirche von Bozen 1514 war das größte Schauspiel des deutschen Mittelalters geschaffen worden, denn die berühmten Texte von Luzern, Alafeld oder Donaueschingen reichen über eine Spieldauer von drei Tagen nie hinaus. Diese sieben Spieltage, die innerhalb der deutschsprachigen Spielkultur eine derartige Annahme bilden, sind wenig im Vergleich zu den Mysterienspielen Frankreichs, die Mitte des 18. Jahrhunderts in einer Reihe von einmonatigen Aufführungen gipfelten mit den Höhepunkten in den Apostelspielen von Bourges und Paris (1541) oder der Passion von Valenciennes (1547).<sup>83)</sup> Sie waren Höhepunkte, die gar nicht mehr übersteigert werden konnten und so wurden sie zugleich zu Endpunkten einer übermächtigen Entwicklung. So bleibt auch im Vergleich mit den größten Mysterienspielen Deutschlands und Frankreichs die Weiterführung der „Tiroler Passion“ in ein neues Zeitalter, das an die Traditionen des späten Mittelalters zwar anknüpfte, ihr aber durch die Dynamik des Spannungsgeladenen neues Leben gab und so auch dem Volksschauspieler ganz neue Aufgaben stellte, einzigartiges Ereignis in der wohl traditionsgebundensten Volksschauspielandschaft der Alpenländer.

80) Vgl. Hermann Holzmann, Erl in Tirol, Hrag. Passionspielverein Erl, 1906, S. 30/31.

81) „Justitia“, Sillianer Passion, a. a. O. S. 136 f, V 2526/2528/2545 — 2548.

82) Sillianer Passion, S. 131, V 2808/2807.

83) Kindermann, a. a. O. S. 321.